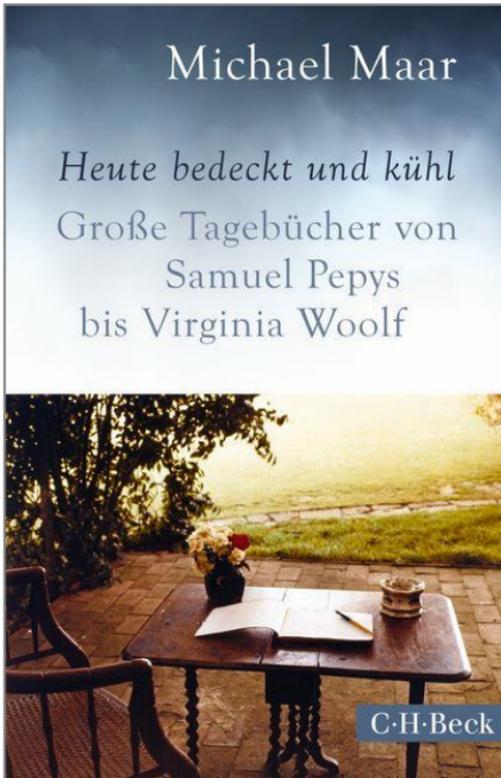


Unverkäufliche Leseprobe



Michael Maar
Heute bedeckt und kühl
Große Tagebücher von Samuel Pepys bis
Virginia Woolf

259 Seiten. Broschiert
ISBN: 978-3-406-67591-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14347917>

Manche Leute tun es, andere nicht. Nein, nicht von Turnen oder Abendgymnastik, mit oder ohne Zuschauer, ist die Rede. Manche Menschen machen sich die Mühe und führen ein Tagebuch. Manche gehen sogar, wenn sie mit diesem Tagebuch einmal im Rückstand sind, streng mit sich ins Gericht. Der 1740 in Edinburgh geborene berühmte Biograph Samuel Johnsons, James Boswell, schildert sich im Tagebuch: «Ich dürfte eigentlich nicht mehr erleben, als ich hier festhalten kann, genau wie man nicht mehr Korn säen sollte, als man in seiner Scheune unterbringen kann.» Und der 1633 geborene Samuel Pepys legte sogar ein schriftliches Gelübde ab, daß er jeweils sein Tagebuch geführt haben mußte, bevor er eine Frau küssen oder Wein trinken durfte; ein Gelübde, das seinem diaristischen Fleiß sehr auf die Sprünge half.

Warum aber unterzieht man sich dieser zeitraubenden, selbst auferlegten Pflicht, was ist der tiefere Sinn davon? Anders als beim Säen und Ernten dient sie ja nicht dem Überleben oder dem leiblichen Wohl. Und doch steckt offenbar etwas Elementares darin. Was genau es sei,

das ist die erste Frage, der wir in dieser kleinen Promenade nachgehen wollen. Sie wird gefolgt von einer zweiten: Warum lesen wir Tagebücher so gern?

Eine Schar von Schriftstellern soll uns dabei begleiten, schon deshalb, weil viele eines geführt haben. Aber daß auch Seefahrer, Polarreisende, Herzöge, Hofdamen und Berliner Gören, daß auch Schauspieler und Biographen und Marinebeamte Tagebuch führen, wie die angeführten Burton und Boswell oder der grandiose Samuel Pepys, soll uns dabei nicht entgehen.

Letzterer mag uns, bevor wir uns ernsthaft an die Beantwortung der Fragen machen, rasch noch ein heute ver-gessenes Kosmetik-Mittel in Erinnerung rufen. Im Jahr 1664 notiert Samuel Pepys in seinem in Kurzschrift ge-führten Tagebuch, das erst hundert Jahre nach seinem Tod entdeckt wurde und heute als das bedeutendste Journal des 17. Jahrhunderts gilt: «Ärgerlich über meine Frau, die sich den Urin von jungen Hunden ins Gesicht geschmiert hat – wie Tante Wight, die damit etwas gegen ihr häßliches Gesicht tun will.»

Ob die Kur der Tante viel geholfen hat, bleibt ungeklärt. So ungeklärt wie die Frage, warum Mr. Pepys sieben Jahre nach einer geglückten Blasenstein-Operation, deren Jahrestag er sein Leben lang feierlich begehen wird – warum genau also Samuel Pepys sich im März 1665 der allerbesten Gesundheit erfreut. Ob es an der neuen Hasen-

pfote liegt, die er als Talisman gegen Darmwinde trägt, oder daran, daß er seither den Rücken kühl hält – oder liegt es an der Terpentin-Tablette, die er jeden Morgen nimmt?

Hasenpfote oder Terpentin? Man sieht hier förmlich, wie sich die Strahlen der Aufklärung durch die Wolkendecke des Aberglaubens bohren oder es zumindest versuchen. Die Tagebücher Samuel Pepys' sind auch wegen dieser geistesgeschichtlichen Großwetterlage ein einzigartiges und dabei außerordentlich offenherziges Dokument.

Pepys glaubt durchaus an die heilsame Wirkung von Talismanen, so wie seine Frau an die kosmetische von Welpenurin, aber er interessiert sich auch stark für die neuesten wissenschaftlichen Versuche, er macht optische Experimente, und er versäumt es nicht,

die seltsame Kreatur zu besichtigen, die Kapitän Holmes aus Guinea mitgebracht hat: ein großer Schimpanse, in vielem menschenähnlich, ich glaube aber, es ist eine Kreuzung aus einem Menschen und einem weiblichen Gorilla.

Als Leiter der Proviant-Abteilung im Flottenamt stand Samuel Pepys in ständigem Kontakt mit dem Hof. Was dachte der fast aufgeklärte Londoner von seinem Oberhaupt? Einerseits ist er stolz darauf, wenn er im Garten Mr. Petts Kirschen von demselben Baum isst, «von dem

der König heute welche gepflückt hat». Andererseits muß er sich, wenn er den König einmal bei schlechtem Wetter sieht, eingestehen: «Es verringerte meine Achtung vor ihm, daß er nicht in der Lage zu sein scheint, dem Regen Einhalt zu gebieten.»

Er ist eben doch nur ein ganz normaler Mensch und keine Kreuzung von einem Menschen mit einem Halbgott. Der König – wenn wir uns hier gleich schon von Mr. Pepys fesseln und in seine Zeit hineinziehen lassen dürfen –, der König setzt den Respekt seiner Untertanen leider nur allzuoft aufs Spiel. Was Pepys da nicht alles zu hören bekommt ... «Mr. Povy erzählt mir, daß der König die meiste Zeit damit verbringt, seine verschiedenen Damen nackt am ganzen Körper im Bett zu küssen; er tut nur das, wozu er gerade Lust hat, und wird seine Geilheit wohl nie loswerden.»

Die durch die Ablenkung entstandene Mißregentschaft führt dazu, daß England fast den Seekrieg gegen Holland verliert. Dabei spart der Damenfreund seinerseits nicht mit Kritik an Kollegen, wie Pepys aus seinem eigenen erlauchten Munde erfährt:

Der König sprach sich u. a. sehr verächtlich über die merkwürdigen Bräuche am spanischen Hof aus; der König von Spanien pißt nur, wenn ein anderer ihm den Nachttopf hält.

Fremde Zeiten, fremde Sitten! Betrübtlich, wie diese schon damals im Niedergang begriffen waren. Pepys selbst muß dabei gar nicht päpstlicher tun als der Papst, wenn das Wort bei einem Puritaner erlaubt ist. «Amüsierte mich in der Kirche mit meinem Fernglas, durch das ich das große Vergnügen hatte, eine große Zahl attraktiver Frauen zu beobachten», berichtet Pepys 1667. «Mit dieser Beschäftigung und einem kurzen Nickerchen überstand ich den Gottesdienst leidlich.»

So hielt man es also damals mit der Religion – und Pepys wuchs unter Oliver Cromwell auf! Jene genannte Beschäftigung war offensichtlich eine seiner bevorzugten, wie man seinem Tagebuch entnehmen kann. Ob Kirchenschiff oder Fregatte: «Der Leutnant und ich schauten mit dem Fernglas nach den Frauen, die sich an Bord vorüberfahrender Schiffe befanden und recht ansehnlich waren.» Selbst am Arbeitsplatz ging *Peeping Pepys* seiner Neigung nach: «Bohrte im Büro ein Loch hinter meinem Stuhl in die Wand, damit ich in die große Amtsstube sehen kann.»

Die erotischen Passagen im Tagebuch des großen Pepys, verschlüsselt in einem durchsichtigen Sprachenmix aus Latein, Italienisch, Französisch und Holländisch – «aber elle ne voulait pas, was mich ärgerte» –, präsentieren einen Mann nicht ganz ohne nationale Vorurteile. Die Leserinnen mögen im folgenden bitte das Wort «trotzdem» ignorieren:

Mittagessen im ‹Delphin› mit Kapitän Cooke und seiner Frau, einer Deutschen, die trotzdem sehr schön ist.

Ja, es ist derselbe Captain Cooke, der ihm öfter «betrunken wie eine Haubitze» begegnet, eine ziemliche Last in diesem Zustand, «aber immer angenehm». Was die nationalen Vorurteile betrifft, da hatten es sogar die Frauen des Erzfeindes leichter: «Abends vergnügte ich mich, Gott verzeih's, durch die Kraft der Phantasie mit der jungen Señora, die heute mit uns zu Mittag gegessen hat.»

Dabei war Pepys glücklich verheiratet, auch wenn er seine Frau betrog und die Rahmendaten nicht mehr genau im Kopf hatte. «Heute ist mein Hochzeitstag, der wieviele, kann ich nicht sagen, meine Frau behauptet, der zehnte.» Spannungen gab es vor allem, was ihre Modeinteressen betraf. «Sah neumodische Unterröcke aus Seide, sehr hübsch, meine Frau möchte so einen haben, aber wir kauften keinen.» Ein Jahr später klingt es schon verdächtig anders:

Sie wünscht sich einen neuen Unterrock, mit seidenen Streifen. Sofort zur Paternoster Row gegangen und den besten gekauft, den ich finden konnte, und einen viel schöneren, als sie wünscht und erwartet.

Ob da jemand ein schlechtes Gewissen hat? Lesen wir weiter in Pepys' intimem Tagebuch, das er 1669 – andert-halb Jahre nachdem seine Frau ihn mit dem Dienstmädchen erwischt hatte – abbrach, weil er glaubte, er würde erblinden.

Nach Westminster Hall, wo mich Mrs. Lane am Mantel zupft. Ich ging mit ihr in ihren Laden, und sie machte alles, was ich wollte, bat mich aber, ihrem Mann zu helfen. Sie ist schon ziemlich schwanger und sagt, ich soll Pate des Kindes werden, ich will aber nicht.

Wenn Pepys' Tagebuch den Ruhm so vieler anderer überstrahlt, liegt es vor allem daran, daß es so unverstellt ehrlich ist und so reich an komischen Details. Wo sonst erführe man von dem merkwürdig gehemmten Tag eines seiner Kollegen?

Mr. Townsend erzählte mir von seinem Mißgeschick, daß er nämlich kürzlich mit beiden Beinen durch ein Hosenbein gestiegen und so den ganzen Tag herumgelaufen ist.

Tja, dumm gelaufen, in der Tat, auch wenn man den weiten Hosenschnitt der Zeit kennt – aber es gibt Schlimmeres, etwa einen mißglückten Theaterbesuch:

Heute enden meine Gelübde betreffs Wein und Theater. So beschloß ich, mir eine Freiheit zu gönnen, bevor ich wieder damit beginne. Ging deshalb ins King's Theatre, wo «Ein Sommernachtstraum» gespielt wurde, ein Stück, das ich noch nicht gesehen habe und auch nie wieder sehen werde, denn es ist das geschmackloseste, lächerlichste Zeug, das ich mein Lebtag gesehen habe.

Kein blinder Shakespeare-Freund also, offenbar. Mit seinen immer wieder gebrochenen Gelübden, Wein und Theaterbesuch betreffend (gebrochen oder *umgangen*, indem er statt Wein einfach Branntwein trinkt) – mit diesen Gelübden nimmt Pepys übrigens schon die Ankündigungen des Zeno Cosini aus dem Roman *Italo Svevos* vorweg, in dem Zeno sich in jedem Kapitel schwört, nun wirklich und endgültig mit dem Rauchen aufzuhören.

Neben falsch bestiegenen Hosenbeinen und mißglückten Shakespeare-Aufführungen finden sich bei Pepys auch genügend Reflexe der *History* mit großem H. In keiner englischen Anthologie fehlt seine Schilderung des großen Londoner Brandes, des *great fire of London*, das am 2. September 1666 nachts in einer Bäckerei begann, sich verheerend ausbreitete und am Ende vier Fünftel der Stadt in Asche legte. Pepys schafft es, seine Habseligkeiten aufs

Land zu bringen oder zu vergraben. Vom Fluß aus beobachtet er den Brand:

Je dunkler es wurde, desto größer erschien das Feuer, in allen Winkeln, auf Hügeln, zwischen Häusern und Kirchen, soweit man sehen konnte, bis hinaus zur City leuchtete die schreckliche, böse, blutrote Flamme, nicht wie die Flamme eines gewöhnlichen Feuers. Wir blieben, bis man das Feuer als einen einzigen riesigen Bogen von dieser bis zur anderen Seite der Brücke sah, ein Bogen, der etwa eine Meile lang war. Der Anblick machte mich weinen.

Berühmt ist auch seine Chronik der großen Pest, unter der London im Jahr zuvor gelitten hatte. Wieder sind es die Details, die uns die Zeit vor Augen führen:

Zog meinen neuen farbigen Seidenanzug an und meine neue Perücke. Was wohl für eine Mode in Perücken kommt, wenn die Pest vorüber ist? Jetzt wagt niemand, Haar zu kaufen, aus Angst, es könnte von einer Pestleiche stammen.

Nur in Tagebüchern ist das Allerprivateste so unlösbar verschlungen mit dem, was später als Datum in den Geschichtsbüchern stehen wird. Ein Tagebuch, nicht zuletzt darin liegt sein Reiz, gibt immer auch ein absichtsloses und

um so getreueres Bild seiner Zeit. Wer sich über das Verhältnis von gutsituiertem Ehemann und Gattin im späten 17. Jahrhundert orientieren will, muß keine langen Studien lesen, sondern bei Pepys nachschlagen:

Abends in meinem Arbeitszimmer ihre Haushaltsbücher kontrolliert und festgestellt, daß sie ohne meine Erlaubnis ein Spitzentaschentuch und eine Nadel gekauft hat. Obwohl das nicht besonders schlimm ist, möchte ich doch nicht, daß es einreißt. Wir gerieten mächtig aneinander und gingen verfeindet ins Bett.

Zwei Tage später, vielleicht aus Rache, besucht Pepys abends eine Mrs. Mercer, wo sie sehr ausgelassen sind und sich mit Kerzenwachs und Ruß beschmieren, «bis wir wie die Teufel aussahen». Anschließend tanzen sie bei Pepysens bis morgens um vier.

Werfen wir einen vorerst letzten Blick in diese Aufzeichnungen, in denen im Jahr 1660 eine historische Zäsur aufblitzt. Am 25. September läßt Samuel Pepys sich im Flottenamt zum ersten Mal ein exotisches Getränk servieren. Es stammt aus China und nennt sich Tee.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de